

Pro italico sermone apud Helvetios
Italienisch. Zwischen Schweiz und Europa

Prof. Dr. Lorenzo Tomasin – Université de Lausanne

[Übersetzung: Melissa Bruno]

Der Multilingualismus ist eines der Elemente, welche die Schweiz in der Welt erkennbarer machen und zur Konstruktion ihres sozialen Bildes und ihres kulturellen Prestiges beitragen.

Die Kopräsenz mehrerer Sprachen auf dem Territorium, in der Gesellschaft und in der Politik verwirklicht sich nach einer Formel, die in der Welt *de facto* einzigartig ist. Gemäss dem Linguisten Tullio De Mauro, dessen Tod vor wenigen Wochen nicht nur in Italien grossen Widerhall fand, wäre das *Wunder* dieser Mehrsprachigkeit nur dank der geringen Dimensionen des Landes möglich; doch verschiedene parallele Beispiele zeigen, dass der Erfolg dieses Modells offensichtlich nicht nur dem Anwendungsbereich zu verdanken ist. Den Erfolg einem quantitativen Ereignis zuzuschreiben, scheint nicht mehr als eine Eskamotage zu sein in einem Europa, das zögerlich oder unfähig ist, eine plausible Lösung für den Umgang mit seinem Multilingualismus, der sich immer mehr verschärft und gleichzeitig ärmer wird, zu erarbeiten.

Nicht nur das Zusammenleben der Nationalsprachen an sich, sondern auch die Formen in denen sich solches realisiert, beeinflussen auf entscheidende Weise die externe Wahrnehmung der Schweiz, vor allem in der europäischen Sprachlandschaft. Letztere kennt tatsächlich andere zahlreiche Formen des lokalen Bilingualismus, aber es gibt kein Integrationsbeispiel, welches mit dem helvetischen vergleichbar wäre: In der soziolinguistischen Literatur werden oft verschiedene und wohlbekanntes Kontraexempel des "separativen Bilinguismus" genannt, berühmt sind die des Belgischen und des Trentino-Südtiroler. Sie werden – zumindest auf implizite Art und Weise – im Vergleich zum helvetischen negativ wahrgenommen.

Die Schweiz wird dank der ureigenen linguistischen Anordnung des Bundes schwerlich von einem der angrenzenden Länder als einen Annex oder als ein soziokulturelles Anhängsel betrachten werden. Die Mehrsprachigkeit ist deshalb nicht nur ein

charakterisierendes Element, sondern auf kultureller Ebene auch eine Garantie grosser Freiheit.

In einer ausgezeichneten Studie, die vor kurzem vom «Osservatorio linguistico della Svizzera italiana» veröffentlicht wurde (*Le lingue in Svizzera. Analisi dei dati delle rilevazioni strutturali 2010-12*, Bellinzona, 2016), geht allerdings ein Problem hervor, welches in den neusten demographischen Daten gut hervorgehoben wird: Die helvetische Mehrsprachigkeit tendiert dazu sich stets in einen regionalen Monolingualismus aufzulösen, welcher ausgesprochen auffällig für das Deutsche und das Französische ist. Konkret gesagt, haben die nationalen Sprachen die Tendenz, sich in ihren Regionen einzuschliessen und begünstigen dadurch eine Abflachung in den grossen Nachbarregionen, welche ihrerseits dazu neigen, einen kulturellen hegemonialen Einfluss auszuüben. Offensichtlich leidet die helvetische Kohäsion darunter. Daraus folgt, dass je weniger die Schweiz ein *wirklich* mehrsprachiger Organismus ist bzw. je mehr sie nur ein Komplex einsprachiger Teile ist, desto mehr ist sie zersplittert.

In dieser Dynamik verkörpert das Italienische – nicht nur, aber auch wegen ihrer *minderheitlichen* Natur – eine interessante und zumindest partielle Ausnahme. Es handelt sich in der Tat um die Landessprache, die sich mehr als alle anderen auch *ausserhalb* der eigenen linguistischen Bezugsregion manifestiert. Das Italienische ist zurzeit die einzige Landessprache, die ausserhalb ihrer Sprachregion mehr Sprecher hat als innerhalb dieser, und das bezeugt die Umkehr eines Zyklus, der seinen Anfang in der Mitte des letzten Jahrhunderts hatte und zu Beginn des neuen Jahrtausends geendet hat. 52.9% der italienischsprechenden Schweizer leben heute *nicht* im Tessin oder im italienischen Graubünden.

Mit zu berücksichtigen ist, dass dieses Phänomen in einem Kontext auftritt, in dem im Gleichgewicht der helvetischen Italophonie die Komponente «Nichtschweizer» nicht länger mehrheitlich ist, da die Mehrheit der Italienischsprechenden, die in der Schweiz wohnhaft sind, heute aus Schweizern besteht. Das Resultat: Wer heute in der Schweiz Italienisch spricht, ist, obwohl in knapper Mehrzahl, hauptsächlich Schweizer und lebt nicht im Tessin.

Es handelt sich um eine Bewegung, welche ich zumindest potenziell als exemplarisch definieren würde: Das Italienische (wie auch das Französische und das Deutsche, aber mit

deutlich grösserer Mühe) verbreitet sich und blüht in der Schweiz auch *ausserhalb* seiner Bezugsregion und vermischt sich dadurch nutzbringend mit den anderen Nationalsprachen; dadurch wird ihre Anwesenheit *jenseits* der Kontexte, in der es autochthon ist, aufgewertet. Hier gibt es ohne Zweifel einen wesentlichen Unterschied zu anderen europäischen und extraeuropäischen Zweisprachigkeits- oder Mehrsprachigkeitserfahrungen: Diese beruhen auf der gegenseitigen Isolation von Sprachräumen oder von gesellschaftlichen Milieus, die kompakt monolingual sind.

In einem solchen Szenario, in dem das Italienische nicht einfach nur eine Minderheitssprache in der helvetischen Sprachlandschaft darstellt, aber eine Laborsprache, welche die Potenzialität der sozialen und kulturellen Dynamik des Landes am besten zum Ausdruck bringt, ist die Universität zu einer Rolle grosser Verantwortung aufgerufen.

Die soeben erwähnten Daten zeigen, dass die Gesellschaft, das wirtschaftliche System und der globalisierte Kontext, in dem die Antriebe zur Homogenisierung zu stark sind und so die Vielfalt einbüsst, tatsächlich Schwierigkeiten und Reibungskräfte erzeugen. Tatsächlich ist die Reduktion der kulturellen Differenz, ähnlich zu der der Biodiversität, die Folge von gut bekannten globalen Prozessen unserer Zeit. Die Universitäten, und speziell die humanistischen Fakultäten, Orte des Dialogs und der Bildung von Führungsschichten, verkörpern den besten Schutz gegen Tendenzen, die sich negativ auf das Gleichgewicht, welches die helvetische Gesellschaft und Kultur aufrechterhält und sie in der Welt erkennbar und bemerkenswert macht, auswirken.

Die Italianistik in den Schweizer Universitäten, innerhalb und ausserhalb der Tessiner und Bündner Sprachregion, stellt im eben beschriebenen demografischen Rahmen einen wichtigen Gesprächspartner für die Institutionen dar. Ihr steht einerseits die traditionelle Aufgabe zu, die Beziehung zwischen der schweizerischen und der italienischen Kultur lebendig und fruchtbar zu erhalten. Andererseits, und vielleicht heute mehr denn je, hat die Italianistik die Funktion, das Italienische als Symbol und Verkörperung einer Politik der Mehrsprachigkeit zu würdigen: Diese stützt sich weniger überzeugend auf eine Mehrheitssprache oder gar hegemonische Sprache und passt sich nur mit Mühe anderen Sprachen an, die traditionell abgeneigt sind, sich mit anderen zu kontaminieren.

Allerdings gibt es eine Alternative zu einer solchen Idee von Mehrsprachigkeit, welche dynamisch und auf die Hervorhebung der *lebhaften* Minderheiten zentriert ist. Sie wurde kürzlich von einigen Sektoren, besonders von technischen und kulturell schwächeren des Schweizer Universitätspanoramas, mit Überzeugung vorgeschlagen.

Die Alternative besteht in der Anwendung einer einzigen Sprache, die ausserhalb von allen kulturellen Traditionen unseres Landes steht und ausgeliehen ist ohne Berücksichtigung ihrer Kultur, ihrer Literatur und ihrer Geschichte. Eine Sprache, die Teil der zeitgenössischen Schweizer Kultur gerne anstelle des Deutschen setzen würde für die Französischsprechenden, anstelle des Französischen für die Deutschsprechenden und anstelle des Italienischen für alle, nach einer Logik, die kulturell nicht destruktiver sein könnte (im vorliegenden Fall gar selbstmörderisch).

Man denke nur an jene Sprache, die die Europäische Union ins Stottern brachte und die inzwischen, kraft eines Bürgerentscheids, für sie zu einer blossen Fremdsprache geworden ist.

Die Sprache an sich hat selbstredend nicht schuld daran: Jene dagegen, welche die Idee nicht akzeptieren, dass eine gesunde Gesellschaft nur bestehen kann, wenn sie alle Sprachen in seinem Repertoire aufnimmt und wachsen lässt, ohne der Trägheit oder der Chimäre der Vereinfachung zu verfallen, tragen die Verantwortung, wenn sich die Kosten – und nicht nur die wirtschaftlichen – früher oder später als untragbar herausstellen.

(Beitrag zum Podiumsgespräch vom 7. März 2017, Bern, Bundeshaus: *Italianistica: quo vadis? Futuro e prospettive dell'insegnamento dell'italiano a livello universitario*)